



*Mary Bosanquet*

Mary Bosanquet

Ein Mädchen reitet  
durch Kanada

Dittrich

Das vorliegende Buch ist ein Dokument der Zeit. Aus diesem Grund ist nicht nur die Rechtschreibung samt Fehler übernommen worden, sondern auch die stark durch den Krieg gefärbte Sprache. In diesem Sinne sind Ausdrucksweisen, die heute unüblich oder gar politisch unkorrekt erscheinen, zu rezipieren.

© Dittrich Verlag ist ein Imprint  
der Velbrück GmbH, Weilerswist-Metternich 2021

© Original 1953 Georg Westermann Verlag  
Aus dem Englischen übertragen von Maria von Schweinitz.  
Satz: Gaja Busch  
Umschlaggestaltung:  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-947373-56-7

[www.dittrich-verlag.de](http://www.dittrich-verlag.de)

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.*

|  |     |
|--|-----|
| Frühling und Spitzelpsychose . . . . . | 261 |
| Die Flußfahrt . . . . .                | 275 |
| Die letzten Tage in Dayton . . . . .   | 296 |
| Wir reiten wieder . . . . .            | 312 |
| Neu-Frankreich . . . . .               | 325 |
| Ende eines Abenteuers. . . . .         | 330 |
| Die Bilder . . . . .                   | 348 |

## ICH SINNE AUF ABENTEUER

Es war am zehnten Mai 1938, ehe der zweite große Krieg uns einen Strich durch unser Leben machte; ich fuhr mit einem Siebzehner Bus im strömenden Regen die Bayswater Road hinunter.

Draußen an den Fenstern floß ein dunkler, windiger Londoner Abend vorüber. Auf einer Seite unseres Weges schiefen die schwarzen Schatten des Hyde-Parks; auf der andern wurden die großen Bayswaterhäuser zu flimmernd-beweglichen Sternen, wenn der Regen an die Scheiben peitschte. Der Bus war einfach schändlich überfüllt, und seine schlechtverstaute Menschenfracht, dampfend und grämlich, sprach nichts, sah nichts, und jeder hatte es innerlich irgendwie schrecklich eilig und war angespannt besessen von der einzig-wichtigen Aufgabe: schnell nach Hause zu kommen.

Ich schwankte am Ende meines Riemens und wurde in ungleichem Rhythmus hin- und hergerüttelt zwischen dem knochigen Rücken eines Mannes im mausgrauen Regenmantel und der allzu weich-nachgiebigen Schulter einer dunklen, aufgedonnerten Dame im schmutzbespritzten Pelz. Ich war lächerlich beladen mit Paketen, und die Gewißheit, daß mein Hut eingedrückt wurde, erfüllte mich mit Grimm. Ich dampfte und tropfte und sah verdrießlich drein wie alle anderen; aber irgendwo – in meinem Innern oder außerhalb – brannte losgelöst und ungetrübt von der müden Abgespanntheit meines Körpers die stete Vitalität, der nicht wegzuleugnende, undramatische Drang zu handeln, der den Menschen, dem er innewohnt, nie zur Ruhe kommen läßt.

Und da kam mir mein »Ein-Fall« – denn, weiß der Himmel, die Idee fiel in mein Hirn hinein wie ein Stein in einen Teich.

Die Idee, quer durch Kanada zu reiten! Ausgerechnet. Genau so schlicht, so kinderleicht und so schwierig – genau so. Ehe die kleinen Wellen in meinem Teich sich wieder geglättet hatten, wußte ich: das künftige Leben meiner Idee hing von meinen Eltern ab. Mutter und Vater sind schlichte Menschen, aber großzügig, und sehen die Dinge nicht von festgelegten Standpunkten aus, sondern so, wie sie sind. Sagten sie »Ja«, so spielte es keine Rolle, wer sonst etwa »Nein« sagte. Sagten sie aber »Nein«, dann würde der Stein für immer auf dem Boden des Teiches ruhen ...

Als am selben Abend Mutter zu mir kam, um mir ›Gute Nacht‹ zu sagen, fragte ich sie: »Was meinst du – wie wäre es, wenn ich einen Ritt quer durch Kanada machte?«

Mutter sah mich mit ihrem ruhigen Blick an. »Ich meine«, sagte sie, »das ist vielleicht gar keine schlechte Idee!«

Also fragte ich Vater. »Gut«, sagte er, »ich persönlich hätte verdammt wenig Lust dazu – aber wenn du gerne möchtest, dann mach' dich nur auf die Socken!«

Und dann wurde der Plan sauber zusammengefaltet und in einer hinteren Schublade meines Hirns verstaut, aber ich wußte: zu Anfang des nächsten Frühjahrs würde ich aufbrechen nach Vancouver.

Inzwischen ging ich weiter meiner Arbeit nach, kam mit meinen Freunden vom College zusammen, fuhr Mutter im Auto umher, verreiste während der Wochenenden und vergaß Kanada. Ich bin glücklicher Besitzer einer großen Gabe: ich bin einfach unfähig, mir viel Kopfzerbrechen zu machen über die Dinge, die ich vorhabe; die Schattenseite dieser Gabe ist natürlich, daß ich ebenso unfähig bin, Pläne richtig auszuarbeiten.

Ich wußte sehr wohl, ich täte jetzt gut daran, die Geographie von Kanada zu studieren, die Kosten zu berechnen, Satteltaschen zu entwerfen, mir sachkundige Ratschläge geben zu lassen und alles, was so dazu gehört. Aber persönlich finde ich das Studium physikalischer Grundzüge und klimatischer Verhältnisse auf weite Sicht bestenfalls eine betrüblich-langweilige Angelegenheit. Was die Kosten anbetraf – nun, ich besaß rund achtzig Pfund; kostete die Reise weniger, so war das schön und gut; mich aber im voraus davon zu überzeugen, daß sie wahrscheinlich mehr kosten würde – das wäre nur eine unnötige Entmutigung gewesen! Und Satteltaschen – oh, über Satteltaschen wußte ich besser Bescheid als jedes andere Mädchen, dessen reiterliche Erfahrungen sich auf Tattersallgäule, Pferdeschauen und Jagdreiten beschränkte; also beschloß ich, das Problem des Gepäcks sich selbst zu überlassen.

Ich traf nur eine definitive Entscheidung, nämlich per Bahn nach Vancouver zu fahren und meinen Ritt im Westen zu beginnen. Ich war der Meinung, alle Pferde des Westens wären stark, voll guter Eigenschaften und billig, und halb im Unterbewußtsein war mir klar: wenn das Pferd und ich zusammenklappten, ehe wir auch nur die Hälfte unseres Weges gemacht hätten, wie das die meisten Leute düster prophezeiten, so konnte uns wenigstens niemand mehr den Ritt durch die Berge nehmen! Zuerst versuchte ich, gute Ratschläge einzuholen, da aber fast alle meine Ratgeber sich nur darauf beschränkten, mir meinen waghalsigen Ritt auszureden, gab ich auch das auf. Und so kam es, daß ich mich mit dem schamlosen Optimismus vollkommener Unwissenheit am 31. März 1939 an Bord des C.P.R.-Dampfers »Duchess of Bedford« begab, der mich zu meinem unbekanntem Kontinent bringen sollte.

Von dieser Reise ist mir vor allem eins unvergeßlich geblieben – eine Sturmnacht. Bis zum Abend lag ich wie die Mehr-

zahl der Passagiere da und überließ mich meinem Elend. Aber schließlich kam ein Reisegefährte, nach mir zu sehen. Ted war ein junger Waldgott, braun wie eine Haselnuß, und die Spitzen seiner Ohren verschwanden mit einer kleinen Drehung in seinem lockigen Haar. Er blickte auf meine Jammergestalt herab und lachte wie ein Satyr; das stachelte meinen Tatendrang auf, ich kroch von meinem Schmerzenslager und wankte neben ihm zum Deck der Dritten Klasse. Dort waren wir ganz allein, und es waren Taue gezogen, die jedermann hindern sollten, hinauszugehen. Wir krochen darunter durch und klammerten uns dann atemlos an ihnen fest, während unsere Füße auf dem klitschnassen Deck unter uns wegrutschten. Wandelnde Berge, regengepeitscht, rollten brandend auf unser kleines Schiff zu. Eine Schar verlorener Seelen kreischte und heulte in dem Sturm, der übers Meer fuhr. Ich vergaß meinen Körper, der nach Luft rang, ich wurde hineingerissen in die leidenschaftliche Erregung der See. Mein Herz wirbelte mit im Sturm, und eine Zeitlang ritt ich ohne Sattel auf dem Kamm der Welle des Lebens, die Hände in seine wirre Mähne gekrampft.

Oh, dieser Glückstaumel – oh, diese Begeisterung! Gut, daß ich nicht wußte, welche Zukunft drohend auf uns zustürzte; daß ich nicht in das Feuer und Dunkel von 1940 blicken konnte, in dem so viele Schiffe versanken. Gott sei bedankt – ich ahnte nicht, daß mein Bruder, ehe ich ihn wieder sah, die gleiche erbarmungslose See durch den Irrgarten eines Minenfeldes und die Spießrutengassen der Unterseeboote überqueren mußte ...

Am siebzehnten April landeten wir in Halifax; der Boden war schlammbedeckt, der Wind voller Hagelkörner, und von dem kläglich zögernden Frühling war noch keine Spur zu sehen! Dieser Empfang in einem Klima, das ich dem unseren

weit überlegen gewöhnt hatte, kühlte mich ein wenig ab. Ich zog allerhand Kleidungsstücke übereinander und kletterte in den Transkanada-Zug. Sofort musste ich meine sämtlichen Hüllen fast bis auf die Haut wieder abstreifen, denn die Temperatur in dem Wagen hielt sich durch die Dampfheizung mit schöner Gleichmäßigkeit auf rund 28 Grad Celsius. Diese Temperatur paßt ausgezeichnet für Kanada, da ich aber die windige Kühle englischer Häuser und die Zugluft unserer kleinen englischen Eisenbahnen gewöhnt war, verschmachtete ich fast vor Hitze und Beklemmungen. Ich muß gestehen, meine viertägige Bahnfahrt ließ mich dieses Land, dessen Entdeckung ich mir vorgenommen hatte, durch keine allzu rosige Brille sehen.

Nachdem wir die maritimen Provinzen bei Nacht durchfahren hatten, gelangte unser Zug in das reiche Farmland des südlichen Ontario. Aber selbst diese schöne, hügelige Landschaft sah starr und nichts weniger als verheißungsvoll aus in der dritten Aprilwoche, nachdem der jungfräuliche Schneemantel schon dahingeschwunden war, aber noch nichts auf Ontarios raschen, lebensvollen Frühling hindeutete. Nach Stunden, die kein Ende zu nehmen schienen, bogen wir in nordwestlicher Richtung ab und begannen die Landkarte hinaufzuklettern in das nördliche Ontario, und bald waren wir in der Wildnis verloren. Ich hatte nie geahnt, daß es irgendwo in der Welt so viel Wald geben könnte! Bei jeder Station stieg ich aus, wenn es irgend möglich war, und wanderte den Zug entlang, um mir die große, romantische Lokomotive zu betrachten, die keuchend und dampfend an der Spitze stand.

Es sind Maschinen aus dem Märchenland, mit ihren Kuhfängern vorn und der Glocke, die vor der Kabine des Zugführers läutet! Und am schönsten ist ihr tiefes, trauervolles Aufheulen



*Es sind Maschinen aus dem Märchenland ...*

statt des schrillen Pfeifens unserer europäischen Lokomotiven. In diesem Aufheulen liegt die ganze Seele Kanadas: Prärien und Klippen und Küstenstädte; Grizzlybären und Bergziegen, Karibus und fliegende Adler; Stürme und Schnee und Waldbrände und Hochwasserflüsse, Dunkelheit und Dämmerung und das Meer. Und noch jetzt, wenn ich im Bett liege, höre ich die Züge durch die Nacht heulen und kann wieder das ganze Kanada fühlen, das Kanada, dessen Wildnis und Wunder zu entdecken ich damals auszog. Am meisten jedoch beeindruckte mich in diesen ersten Tagen die Hitze in den Wagen.

Als wir uns tiefer in den Wald hineinbohrten, war ich erstaunt über die winzigen Siedlungen, bei denen unser transkontinentaler Drache schnaubend eine kurze Rast machte. Ich blickte verwundert auf die kleinen Holzhäuser; manche waren offenbar aus bloßen Brettern gebaut, und ich mußte mir immer wiederholen, wie man sich eine Schulaufgabe hersagt, daß wirklich Familien in diesen Häusern wohnten. Ich hatte damals den Reichtum an Schlichtheit, Wärme und Güte noch nicht kennengelernt, der aus diesen Holzkisten echte Heime machen kann.

Wir sahen wenig von den Großen Seen, denn wir ließen sie südlich liegen, aber meine Reisegefährten ergingen sich lang und breit über die Riesenausmaße und belehrten mich mit sichtlichem Genuß darüber, wie viele Male die Britischen Inseln allein im Lake Superior Platz hätten. Ich habe inzwischen mit einem Blick auf die Weltkarte festgestellt, daß sie nicht ein einziges Mal darin Platz hätten; damals aber nahm ich die Behauptung mit der stummen Ehrfurcht des unwissenden Reisenden entgegen.

Am Morgen verließen wir Winnipeg. Den ganzen Tag und die ganze Nacht fuhren wir durch die Prärie. Ich wußte natürlich schon vorher, daß sie so weit und flach sein würde,

wie sie es tatsächlich war; aber es ist ganz unmöglich, sich eine so unendliche Ausdehnung überhaupt vorzustellen, ehe man sie gesehen hat. Bei Morgengrauen des vierten Tages brausten wir über die Grenze von Calgary hinaus und begannen, in den Schnee hinaufzuklettern. Dank der Tüchtigkeit der Presse wußte um diese Zeit bereits fast jeder Mensch im Zuge, wer ich war und was ich vorhatte. Meine natürliche Reaktion auf Reporter ist Ablehnung, und so empfing ich sie zuerst mit äußerst unberechtigtem Hochmut; denn tatsächlich hatte ich durchaus Ursache, ihnen dankbar zu sein: auf Grund einer solchen Zeitungsnotiz in der Presse von Vancouver lud mich nämlich eine Dame aus Kamloops (mitten in Britisch-Kolumbien) sehr liebenswürdig ein, in ihrem Hause zu wohnen, während ich mich nach einem brauchbaren Pferd umsah. So taumelte ich um Mitternacht, noch benommen vom unterbrochenen Schlaf, an einer kleinen Station aus dem Zuge; ein blonder, freundlicher junger Mann in einem Auto nahm mich in Empfang, und wir sausten im Dunkeln wie der Wirbelwind zu einem kleinen Haus, wo mich meine Gastgeberin willkommen hieß und eiligst ins Bett verfrachtete.

Der nächste Tag war ein Sonntag, und ich erwachte allein, während Frau Lewis und ihr Sohn noch in der Messe waren, denn sie waren Katholiken. Ich zog mich an und ging hinaus in den warmen Garten, wo ich feststellte, daß das kleine Haus an einen Berghang geklebt war. Unter mir schmiegte sich die Stadt Kamloops in das Tal, und vor mir wand sich der breite Nordarm des Thompsonflusses durch seltsam abgeflachte Berge, um in den Hauptstrom zu münden. In dem heiteren, spröden Schweigen des Sonntagmorgens sang ein Mann ein Cowboylied – zwischen den einzelnen Strophen jodelte er! Neben mir zwitscherte etwas. Ich sah hin –

und es war, als habe jemand eine Handvoll Himmelsbläue gegriffen und daraus einen Vogel geformt! Schon als ich in die atemlose Stille hinaustrat, war mir, als spazierte ich in eine Opernkulisse. Jetzt wußte ich Bescheid – es war Maeterlincks »Blauer Vogel« – der blaue Vogel des Glücks! Hier in der Bergwildnis flog er frei umher!

Während ich ihn betrachtete, hörte ich plötzlich einen Flügelschlag, und der Rasen war leer. Frau Lewis rief von der Veranda nach mir. Nun setzten wir uns zu dritt zum Frühstück. Die Lewis' brachten es (wie viele Westler) fertig, daß ein Fremder sich bei ihnen sofort und vollständig zu Hause fühlte. Ich war noch nicht einmal einen vollen Tag in Kamloops, als ich schon die ganze Nachbarschaft kennengelernt hatte und von ihr mit offenen Armen aufgenommen worden war – mit einer einzigen, allerdings bemerkenswerten Ausnahme: Polly, Frau Lewis' hochintelligenter Hausgenosse und Papagei, faßte einen ebenso raschen wie unabänderlichen Widerwillen gegen mich. Bis zum Tage meiner Abreise trippelte und stolperte Polly durch die ganze Länge des Hauses herbei, bloß um des Vergnügens willen, mich in den Knöchel zu zwicken.

Kamloops liegt im sogenannten »trockenen Gürtel« von Britisch-Kolumbien. Und der Himmel weiß: trocken ist es! Dort verbrachte ich meine ersten Tage damit, in der Sonne zu liegen und über den Fluß zu schauen; ich kletterte bis zum Rande des zurückweichenden Schnees auf die Berge und betrachtete die wilden Sonnenblumen, wie sie aus der Erde kommen und die Südhänge des Geländes in ein goldenes Tuch einhüllen. Prachtvoll und fremdartig und einsam ist dieses halbentdeckte Kanada. Nachts lag ich im Bett und beobachtete das Nordlicht, das aufstieg und den Himmel bogenförmig überspannte, und dann sprang ich um



*Die Douglas-See-Ranch*

vier Uhr morgens hellwach heraus, schlich mich aus dem Hause und klomm zu den trockenen Hängen der Bergkette empor – hinein in den Sonnenaufgang. Beim Frühstück war ich dann hundemüde, und Frau Lewis wunderte sich über meine verkehrten Antworten und steckte mich bis zum Lunch wieder ins Bett.

Bald aber hatte ich an eine erheblich ernstere Aufgabe zu denken – ich mußte ein Pferd finden. Die Lewis' und ihre Freunde nahmen die Sache geradezu heldenhaft in Angriff; wir suchten jede nur vorstellbare Art von Pferden auf. Wir besichtigten schwere und leichte, rote und graue und gescheckte, träge und feurige, Vollblüter und Kuhponies – und mit keinem war ich zufrieden.

Nachdem ich bereits zehn Tage gesucht hatte, nahm mich ein Freund von Frau Lewis mit zu einem Besuch der Douglas-

See-Ranch. Sie ist eine der größten Ranchen in Kanada und umfaßt mit dem Weideland fünfhunderttausend Acker. Ihre Grenzen liegen etwa siebenzig Meilen südwestlich von Kamloops. Wir fuhren länger als eine Stunde durch die Ranch, ehe wir zum Gutshaus kamen. Endlich stand es vor uns, zwischen zwei Seen, daneben ein Leutehaus und dahinter weißgekalkte Ställe und hohe Pferche. Als wir beim Hause vorfuhren, hörte man das Donnern vieler Hufe, und ich sah in einer Staubwolke eine dunkle Herde herangaloppieren.

»Die Jungens bringen ein paar Pferde herein – wir wollen mal sehen, ob wir eins finden, das Ihnen zusagt«, meinte Herr Ward, der Eigentümer der Ranch – er war herausgekommen, um uns zu begrüßen.

Kurz danach stand ich in der Mitte des Pferchs und betrachtete die Pferde, die im Kreise herumliefen. Sie kamen gerade vom Überwintern auf der Weide. Nie im Leben werde ich aufhören, mich über diesen westlichen Brauch zu wundern. Im Herbst – wenn jedes englische Pferd in den Stall kommt, um den Winter hindurch gefüttert und verhätschelt zu werden, läßt man diese kleinen westlichen Bronkos einfach frei in die Berge laufen, damit sie sich selbst ihr Futter aus dem Schnee scharren. Jetzt kamen sie herunter – die zottigen Überbleibsel ihres Winterfells sträubten sich unter den Bäuchen, und wo mein ungeübtes englisches Auge an glatte Muskeln gewöhnt war, fand es hier in den mageren Pferdeleibern unerwartete Löcher mit Brücken von Knochenbergen dazwischen – kein Wunder, daß es mir vorkam, als stünde ich hier vor einer neuen Tierart!

Aber ihre körperliche Beschaffenheit war durchaus nicht die einzige Überraschung, die mich erwartete. Kuhponies hatte ich bisher nur in Wildwestfilmen gesehen; daher glaubte ich unschuldsvoll, daß die wundervolle Haltung

und die herrliche Gangart, die diese Filmperde aufweisen, für die Pferde des Westens typisch wären. Nichts konnte der Wirklichkeit ferner sein als diese Vorstellung! Wenn der Cowboy im Sattel sitzt, ermutigt er sein Pferd, den Kopf hängen zu lassen und unversammelt zu gehen, weil er dadurch ein Minimum an Anstrengung erzielt. Und der Reiter? Nun, der sitzt, wie es ihm am bequemsten ist – er lehnt sich gegen die hohe Hinterpausche seines Sattels und stützt die Arme gemütlich auf das Horn. Wenn sie anhalten, scheint das Pferd friedlich einzuschlummern, und der Reiter versinkt schier in seinem Sattel, als hege er ähnliche Absichten. Erst als ich eins dieser Pferde arbeiten sah, verwandelte sich meine Enttäuschung in Verblüffung.

Ein paar Pferde liefen auf der Weide herum, und nun hieß es, sie zusammendrängen und in den Pferch treiben. Pferd und Reiter, denen diese Aufgabe zufiel, kamen langsam heran, sie bewegten sich gleichgültig über den Rasen und hatten beide die Augen halb geschlossen. Und dann geschah das Wunder. Der Cowboy richtete sich auf, er piffte leise durch die Zähne; er löste das Ende des Seils vom Sattelhorn und begann es im Kreise zu schwingen. Das kleine Pferd sprang ins Gebiß; sein Körper zog sich zusammen wie eine Stahlfeder; die Ohren spitzten sich, die Augen funkelten, und schon flogen Pferd und Reiter los wie eine Kanonenkugel. Das Pferd war ein Künstler. Es galoppierte langgestreckt; es stand in seiner eigenen Hufspur; es drehte sich in den Flechsen – ein dutzendmal in der Minute. Immer wieder versuchte ein schwarzes, hageres Stutfohlen, die Anführerin des Rudels, einen Haken zu schlagen und auszubrechen; und immer wieder war das kleine Pferd zu schnell für sie. Es war überall auf einmal, es hielt das Rudel zusammen, beobachtete die Anführerin und das Gatter, das die Herde pas-



*Cowboy-Unterkunft der Douglas-See-Ranch*

sieren mußte. In knapp fünf Minuten waren die Pferde im Gehege. Der Cowboy schloß das Gatter. Das kleine Pferd schien wieder einzuschlafen. Mir wurde klar, daß ich alles, aber auch alles über den Westen noch von Grund auf zu lernen hatte.

Und jetzt am Douglas-See merkte ich, wie wenig ich überhaupt wußte. Rundum, rundum liefen die Pferde. Ein paar fingen an, mir zu gefallen. Aber keins der von mir erwählten war tatsächlich geeignet. Einige waren zu jung, einige waren noch nicht gebrochen; einige Stuten waren tragend. Und dann sah ich SIE! Eine rötlichbraune Stute, adrett in ihrem bereits fertigen Sommerfell prangend, rund wie ein Seehund, auf vier makellosen Beinen und mit glänzenden, eifrigen Augen in ihrem kleinen Wildwest-Gesicht – sie war meine Liebe auf den ersten Blick. Die Männer waren unschlüssig.

»Ist noch nicht viel geritten worden«, hieß es. Aber sie wurde eingefangen und gesattelt und lief gut und federnd über den Rasen, mit einem langen, leichten Schritt; sie fiel sauber in Trab und sprang mühelos über die Wassergräben. Doch im Stall war sie völlig verängstigt. Sie schlug und biß und stieg turmhoch. Wir ließen sie mehrere Tage im Stand, während ich mich der großzügigen Gastfreundschaft der Ranch erfreute. Aber die etwas kriegerische Haltung der Cowboys war nicht dazu angetan, sie zu beruhigen. Endlich fiel das Urteil: man hielt es nicht für richtig, mir diese Stute zu geben.

Und dann trat Timotheus in Erscheinung – genau das Gegenteil des Pferdes, das ich mir erträumt hatte; fast siebzehn Hände hoch, mit einem edlen, irischem Hinterkopf, massiven Knochen in den ziemlich gewöhnlichen Beinen und einem phlegmatischen Gemüt, das durch keinerlei Temperament belastet war. Ich mochte ihn nicht sehr. Aber die Cowboys priesen ihn einmütig. Er war im besten Alter (9 Jahre), in guter Verfassung, stark, gesund, vernünftig, und vor allem, er konnte »single-foot«. Dieses »single-foot« ist ein bemerkenswert watschelnder Gang, der unter den Pferden des Westens ziemlich gebräuchlich ist; das Pferd hebt seine Füße in derselben Ordnung wie beim Schritt, wirft sie aber herunter wie beim Traben. Es ist bequem für Pferd und Reiter, und man kann weite Strecken lang diese Gangart beibehalten und dabei eine Geschwindigkeit von sechs Stundenmeilen erreichen. Herr Ward war nur darauf bedacht, daß ich das Pferd bekam, das ich mir wünschte; aber auch er meinte, mit Timotheus träfe ich eine weise Wahl. Also wählte ich Timotheus.

Ich fuhr nach Vancouver und ließ das Pferd dorthin nachkommen. Es traf sich gerade so, daß zur Zeit meiner Ankunft dort eine große Pferdeausstellung stattfand, und die Veran-

stalter waren so freundlich, schrecklich viel von mir herzumachen; ich befand mich plötzlich in einem wahren Wirbel gesellschaftlicher Veranstaltungen. In großen Wagen wurde ich von Lunchgesellschaften zu Fünfuhrtees, von Dinners zu Pferdevorfürungen und von dort zu Abendeinladungen gebracht. Am vorletzten Abend vor meiner Abreise war auch die Ausstellung zu Ende; ihre erfolgreiche Durchführung wurde gebührend gefeiert, und ich verbrachte die längste Nacht meines Lebens, mich mühsam wachhaltend, in einem fürchterlichen Gewimmel von Leuten, die mir wildfremd waren, mich aber alle aus Zeitungsartikeln kannten.

In endloser Prozession (so kam es mir wenigstens vor) erschienen alle bekannten Größen der Reiterwelt, um mir die Hand zu schütteln und mir klarzumachen, warum mein Unternehmen höchstwahrscheinlich schiefgehen müsse. Da waren zunächst die Schwierigkeiten mit dem Pferd; wenn es sich in den Bergen kein Bein brach oder sich auf den Steinen nicht lahm lief, so mußte es unfehlbar wegen Beinübermüdung versagen, wenn wir uns durch die Prärie arbeiteten. Dazu kam die zeitliche Schwierigkeit – ich konnte Montreal nicht vor dem Winter erreichen. Ob ich mir wohl wirklich und richtig klarmachte, so fragten sie, daß die Entfernung zwischen Vancouver und Montreal mehr als dreitausend Meilen beträgt? O ja, ich machte es mir klar ... O nein, so weit wollte ich gar nicht denken ... Aber in der Tiefe meines Herzens erschien plötzlich die Landkarte von Kanada, mit den riesigen Seen, die so klein wirkten zwischen den Grenzen Ontarios, und ich dachte an die Geschichte von den Britischen Inseln, die zwei- oder dreimal (war es nicht gar viermal?) allein im Lake Superior Platz hatten. Mein Innerling zog sich zusammen, aber ich sagte nichts. Und dann fuhren meine Ratgeber freundlich fort: die Kosten würden

allerdings sehr beträchtlich sein! Diesmal erlebte mein Innerling – ich wußte, mein fürstliches Vermögen betrug etwas mehr als dreihundert Dollar ...

Und in jedem Falle, so stellten sie abschließend fest, war es Unsinn für ein unwissendes englisches Mädchen, sich aufzumachen, um allein durch die Berge zu reiten!! Bergrutsche, Windbrüche, Sandbuchten in den Bächen – diese erschreckend ungewohnten Worte wurden mir schier drohend entgegengeschleudert. »Wenn Sie jemals so weit kommen, dann müssen Sie uns besuchen«, sagte ein Kavallerieoffizier aus Winnipeg, »aber nie im Leben schaffen Sie das Gebirge!«

Ich schloß eine richtige Freundschaft, während ich in Vancouver war, und zwar mit einer groben, gertenschlanken Frau, die drei Pferde und einen vollkommenen Sitz im Damensattel hatte. Sie kam von einer Ranch in Alberta; sie war schlicht und voll Humor und liebte Einzelmenschen mehr als Gesellschaften und Pferde mehr als Pferdeausstellungen. Auch sie war eine Liebe auf den ersten Blick. Und sie allein hielt mich aufrecht während meines letzten tollen Tages in Vancouver, als ich unfroh daranging, meine Sachen zu packen; ich war matt vor Schlafmangel, nervös im Bewußtsein der notwendigen Vorbereitungen, die ich nicht getroffen hatte, benommen durch die vielen Reporter und Telefonanrufe und so krank von den ewigen Gesellschaften und dem Höllenlärm, daß ich keinen Bissen mehr hinunterbrachte. Alles, was ich für entbehrlich hielt, stopfte ich dann in meinen Koffer, um es nach Montreal zu schicken.

Ich hatte mir einen englischen Jagdsattel, einen Schlafsack, einen Regenmantel und eine Plane mitgebracht. Mein Gepäck bestand aus zwei grauen Satteltaschen, die hinter



*Vancouver*

meinen Beinen über die Hinterpausche des Sattels geschlungen werden sollten, und zwei länglichen braunen, die ich vorn an den Sattelknopf hängen konnte. In diese Behältnisse verstaute ich mit List und Tücke und großen Schwierigkeiten einen Jersey, zwei saubere Hemden, eine Garnitur warmes Unterzeug, Strümpfe, Morgenschuhe, Schreibmaterial, Zahnbürste, Kamm, Puderquaste, eine Bürste für Timotheus, einen Hufreiniger, ein Taschenmesser, etwas Bindfaden, eine Bibel und Stevensons »Reisen mit einem Esel«. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß ich unzählbare lebenswichtige Dinge vergessen hatte, doch mir war schon alles gleichgültig. Um neun Uhr abends mußte ich zum C. B. C. zu einer Radioaufnahme. Meine Freundin aus Alberta fuhr mich in ihrem Wagen hin. Unterwegs mußte sie halten und mich aussteigen lassen, weil mir einfach übel wurde. So endete mein letzter Tag in Vancouver.

Ehe ich einschlief, las ich noch ein paar Seiten in meinem Stevenson; er wußte Bescheid! Unausgesetzt und immer wieder, seit ich meine Reise antrat, hatten mich die Leute gefragt: *Warum?* Warum wollte ich quer durch Kanada reiten? Warum vermutete ich, es würde großartig sein? Warum hatte ich keine Angst vor den Gefahren? Warum hatte ich keine Furcht vor den Strapazen? Warum zu Pferde? Warum allein? Warum Kanada? Warum Alles und Jedes? Warum, warum, *warum?* Ich war wie gelähmt. Ich wußte bei mir selbst recht gut, warum, aber ich wußte nicht, wie ich es ihnen sagen sollte. Und nun fand ich, daß Stevenson es in Worte gefaßt hat:

»Ich bin auf ein Abenteuer aus gewesen«, sagt er. »Ich bin mein ganzes Leben lang auf ein Abenteuer aus gewesen, ein reines, ungetrübtes Abenteuer, wie es den klassischen und heroischen Reisenden zu begegnen pflegte ...«